hatte aus dem leichten Ding ein Halseisen gemacht, und dieses Kußhindernis hätte schon allein genügen müssen, um die Tugend zu verteidigen. Trotzdem scheint man sich ganz gut mit ihm abgefunden zu haben und den Freuden der Liebe mehr zugetan gewesen zu sein, als denen der Tafel. Denn um seine Suppe zu essen, bediente man sich sechzig Zentimeter langer Löffel!

Unter Ludwig XIII. machte die „Fraise" dem heruntergeklappten Kragen und großen Aeversmanschetten Platz. Elisabeth von England besaß 3000 Spitzenroben und Karl I. brauchte für zwölf Kragen und 24 Paar Manschetten tausend Meter Spitzen. Eine Arbeiterin aus Valenciennes konnte jedoch nur 5 Zentimeter pro Tag anfertigen! Das große Spitzenjahrhundert war aber das Ludwigs XIV. und seines klugen Ministers Colbert. Alles wurde mit dem kunstvollen Gewebe geschmückt, die großen Kanonen, die Molière verspottete, ja, bis zu den hohen Stulpenstiefeln hinab fröhnte man dieser Vorliebe. Die schönen Herren trugen Spitzenkravatten, und die schönen Damen steckten sich ein steifes, fächerförmig gefaltetes Spitzentaschentuch in das gepuderte Haargebäude. Die Hofabbés knipsten mit schnippischem Finger ein Stäubchen von den makellosen Point de Flandre-Jabots fort, indem sie dazu auf hohen roten Hacken herumwirbelten, und Monsieur de Buffon hätte sicherlich keinen seiner schönen Sätze geschrieben, wenn seine gepflegten Hände nicht wie ein Brautbukett in Manschetten gesteckt hätten, deren Rosen von der Nadel gezeichnet worden waren. Die Geschichte von der Spitze ist kurz, ja, sie würde hier sogar schon zu Ende sein, hätte ihr der Geschmack der Pariserin nicht ein neues Kapitel hinzugefügt. Eifersüchtig auf die Schönheiten vergangener Jahrhunderte, zog die moderne Eva das hübsche, kostbare Ding aus dem Schrein der Vergessenheit, wo es eine Zeitlang zu vermodern drohte. Die Republik verlangt für ihre Frauen, Königinnenschmuck, und wir begehen eine kleine Indiskretion, wenn wir verraten, daß 1912 mehr denn je das Jahr der Spitzen sein wird, und daß die französischen Fabrikanten, namentlich was Seidenspitzen anbetrifft, für den Sommer wahre Wunderwerke in Aussicht stellen. In Frankreich ist es besonders das Departement der Haute-Loire, das die wichtigste Spitzenindustrie vertritt. Da sind die Arbeiterinnen noch wahre Künstlerinnen, die sich bemühen, ihren durch Jahrhunderte hindurch erworbenen guten Ruf aufrechtzuerhalten. Leider hat, wie überall, auch in dieser Gegend die Maschine der Handarbeit außerordentlich geschadet. Wenn die französischen Behörden kein Einsehen haben und einschreiten, dürfte man in drei, vier Jahren im ganzen Velay keine einzige Arbeiterin mehr finden. Im Jahre 1851 zählte man 120 000 Arbeiterinnen, heute sind es kaum noch 80 000. Das ist das Werk der Maschinen! Soll nun eine gegen den Fortschritt angekämpft werden? Nein, keineswegs, die Fabrikanten verlangen nur einen Schutz gegen den „Verkauf von Spitze ohne garantierte Angabe ihres Ursprunges". Die Maschine produziert nämlich eine Spitze, die der mit der Hand angefertigten zum Verwechseln ähnlich sieht. Nicht nur Laien, sondern sogar Sachverständige irren sich! Und gewissenlose Händler zögern nicht, Maschinenprodukte zu hohen Preisen für Handarbeit zu verkaufen! Zu Wirklichkeit ist die Qualität geringer, aber der Käufer kann sich dessen erst nach dem Gebrauch gewahr werden! Deswegen haben die Fabrikanten der Haute-Loire, die ungefähr 40—50 000 Arbeiterinnen beschäftigen, kürzlich den Deputierten und Senatoren ihres Departements eine Petition überreicht, in der sie gegen den oben angeführten Betrug energisch vorgehen.

Elegante Frauen haben für alles, was Toilette betrifft, einen besonderen Instinkt, und dieser Instinkt läßt sie meistens rasch und auch sicher echte Spitzen von falschen unterscheiden. Natürlich muß auch die Erfahrung das ihre beitragen. Aber im allgemeinen ist bei echter Spitze doch die Beobachtung festzustellen, daß ihre Muster klarer und ihre Arbeit feiner und gedrängter ist. Sie fühlt sich weich, ja, beinahe fettig an, während die Fäden der imitierten Spitze auf den Maschinenspulen an Weichheit und Glanz eingebüßt haben. Auch gleichen die bei echter Spitze vorkommenden Unregelmäßigkeiten im Gewebe einander nicht und treten nicht in gleichmäßigen Intervallen wie bei der falschen auf. Und jede Frau, die einen kostbaren Spitzenschatz ihr Eigen nennen darf, soll sich hüten, diesen zum Reinigen aus der Hand zu geben. Man lasse die Spitzen zehn Minuten in lauwarmem Seifenschaum kochen, spüle sie in mehrfach gewechseltem lauem Wasser aus, breite sie zum Trocknen auf dicke Wolldecken und befestige sie mit Nadeln an der Unterlage. Darauf fährt man mit einem feinen Schwamm, der mit einer Gummi-, Reis- oder Stärkelösung getränkt ist, über sie hin. Feine Spitzen dürfen nie geplättet werden. Man wickelt sie auch um Flaschen und stellt diese in Seifenwasser, oder wäscht sie in Bier, worauf sie ein besonders duftiges, frisches Aussehen erhalten.

Spitzen und Perlen lautet die Parole, die die Frühjahrsmode von 1912 für die Pariserin ausgegeben hat. Und da sich hier alles in den Dienst der charmanten Frau stellt, hat ein Juwelier aus der Rue de la Paix als „dernier cri" ein Jabot angefertigt, das die Form und das Gewebe einer Spitze täuschend wiedergibt, nur daß die Maschen aus echten Perlen gebildet werden. Und dieses neueste aller Spitzenjabots wird die sommerliche Blusengarnierung der Frau werden, die allen anderen Mitschwestern zum Vorbild und Modell dient, und deren Kapritzen befolgt werden — auch wenn sie 20 000 Franken kosten!

Knacknandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 7:

„Aufschluß".

Richtige Lösungen gingen ein 54. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 88. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: M. Polity, E. Wilke, Anna Schütze, Frau Anna Brauner, Kurt Linke, Frau Hedwig Krämer, Ebert, Gustav Liebau, Fritz Helmke, Frau Hagemann, A. Trenich, Else Gruber, Otto Conrad, Wally Naumann, Ilse Rabiger, Oskar Sauer, Berta Schwarz, Gottfried Sack, Ernst Götze, Walter Falk, Fr. Marie Hollwitz, Albert Schurike, Richard Peißker, Marx Schlurick, Gustav Bierbrauer, Karl Schröder, R. Klipp, Ella Kroll, Max Würzburg, Paul Bogler, Fr. Krüger, Ernst Herm, Karl Bobbe, Frau Emilie Gems, F. Röber, Gertrud Böge, Frau Marianne Albrecht, Fritz Dietz, Margarete Wehle, Helene Gladitz, W. Oppermann, Hermann Moll;

von auswärts: A. Burchardt, Hecklingen, Otto Peter, Nagyhu, Oskar Westphal, Zörbig, H. Mennicke, Westin, H. Lehmann, Löbejün, Wilhelm Ulrich, Hettstedt, Clara Engel, Bibiella, Richard Tauscher, Beelenstedt, Frau Strätz, Bitterfeld, Karl Priester, Osterwieck, Willy Schwarz, Nietleben, Oskar Dietrich, Wernigerode, F. Geschke, Uedom, Martha Weber, Thalheim, Erich Laue, Jeßnitz.

Prämie:

„Die Zuckercomtesse" von Carl Baron Torresani.

empfiel auf Frau Anna Brauner, hier.

Rätsel.

Zwei Schwestern kenn' ich, laßt euch sagen,
So ähnlich ich ich Schwestern nie.
Auch würden sie sich stets vertragen,
Entzweiten nicht die Eltern sie.
Ein Vorurteil läßt eine unterdrücken,
Und während jene Sorg' und Unterricht
Von zarter Jugend auf beglücken,
Bekümmert man sich um die andre nicht.
Drum bleibt sie ungeschickt.
Wenn ihre Schwester malt und nickt,
Und schreibt und spielt und spinnet,
Nur tanzen, wie man spricht,
Nur singen können beide nicht.
Ihr habt die Schwestern oft, wenn ihr euch recht besinnet.

Prämie: „Aus fernen Landen" von A. H. Fogowitz.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V. der Spieler in Vorhand, verliert auf folgende Karte a-Handspiel.

a, b, c, d8, aA, 10, K; d10, D, 8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-As, Treff-Zehn, Treff-König, Carr.-Zehn, Carr.-Dame, Carr.-Acht.

Das d-Handspiel wäre in unverlierbar gewesen, aber V. ließ sich durch den höheren Wert und die lange Matadorenreihe zum a-Spiel verleiten. Zu sagen nach ab und ab, so daß das Spiel mit 9 Matadoren ging. H. hatte nur 22 Augen in der Karte. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spiels?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 6.

Kartenverteilung:

B. a b c8; a10, K, 7; bA, K; cA; dA.
M. b10, 8, 7; c7; d10, K, D, 9, 8, 7.
H. aA, D, 9, 8; b9; c10, K, D, 9, 8.
Skat: d8, b9.

Spiel:

1. B. aB, c7, b9. — 2. B. aK, d7, d8.
3. B. a7, d10, aD | — 12. — 4. H. aA, a10, dK | — 23.
5. H. c9, cA, d8. — Der Spieler muß, da er am Stich bleibt, selbst mit bK kommen: B. bK, b10, c10 | — 24, womit die Gegner 62 haben. Daß V. zuerst Wenzel fordert, ist selbstverständlich; dadurch aber wird H. b9 los und kann dann wimmeln. Daß M. im 2. Stich trockt, ist richtig, da er noch nicht weiß, wie die Farbe sitzt.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis. Verlag von W. Knüchbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 8 — Halle a. S., den 24. Februar — 1912

Der geheimnisvolle Hut.

Von Marcel Collé.

Mein alter Freund Gaston ist das, was man einen „Weltläufer" zu nennen pflegt. Von seinen vorzüglichen Eltern mit einem hübschen Vermögen bedacht, blieb ihm des Lebens brutaler Kampf erspart und er hätte sich recht wohl auf die faule Haut legen und seine stattliche Rente als Lebemann verzehren können. Aber damit war einem Charakter, wie Gaston, nicht gedient. Im Gegenteil, es verlangte ihn nach Tätigkeit, Mühe und Anstrengung und darum war er — Schriftsteller geworden. Schriftsteller?! Ja natürlich! Allerdings keiner von den charakterlosen Alleswissern und Alleschreibern, wie sie in den europäischen Kulturländern zu Hunderten und Tausenden herumlaufen, sondern ein vornehm gebildeter Mann, der weite, mühevolle Reisen unternahm, sich draußen in fremden Landen ordentlich den Wind um die Nase wehen ließ und dann aus eigener Anschauung seine Bücher und Berichte schrieb, literarische Erzeugnisse, die Hand und Fuß hatten. Auf diesen Reisen, die ihn nach und nach durch die verschiedensten Länder führten, hatte Gaston die köstlichsten und merkwürdigsten Erfahrungen gemacht und auch manch bizarres Abenteuer erlebt, von dem er im Freundeskreise gern zu erzählen pflegte. Ich gebe nun, möglichst mit seinen eigenen Worten, im Nachstehenden die tragikomische Geschichte von dem „geheimnisvollen Hut" wieder.

„Ich war", so erzählte der Weltläufer, „wieder einmal längere Zeit in Paris, als mich plötzlich eine unvernünftige Sehnsucht packte, nach Spanien zu reisen und alte, liebgewordene Erinnerungen wieder aufzufrischen. Sie wissen: ich liebe das Land. Es hat die leidenschaftliche Gesse des Südens, die Schönheit in klaren, leuchtenden Formen und selbst unter Schutt, Elend und Verderbnis noch genug vom Adel der alten lateinisch-romanischen Kultur. Genug: wenige Tage darauf fand ich mich, sehr zufrieden über meinen schnellen Entschluß, auf den „Ramblas", den schönen stolzen Boulevards von Barcelona, wieder. Hier flutet das bunte Leben einer charakteristisch südländischen Stadt. Eine unaufhörlich sich erneuernde, schwatzende, gestikulierende und lärmende Volksmenge schiebt sich auf den breiten Trottoirs vorwärts; sie setzt sich aus allen Volksklassen zusammen, bis zu den niedrigsten, und manchmal versperren Bettler und andere fragwürdige Gestalten den Weg, die von der Großmut des Fremden auf irgendeine Weise profitieren wollen. An dem Nachmittag, als ich ankam, war das Gedränge besonders stark. Es hatte wieder einmal eine Ministerkrisis gegeben, und, wie Sie wissen, in Spanien glaubt jeder gute Untertan des Königs an einer solch wichtigen politischen Angelegenheit auf seine Weise öffentlich teilnehmen zu müssen. Ich betrachtete amüsiert das geräuschvolle Treiben um mich herum, als sich plötzlich ein kleines, bildhübsches Bettlerkind — das Mädel mochte zwölf bis dreizehn Jahre zählen — vor mich hinstellte und mir eine Kußhand zuwarf. Das ist bekanntlich die Manier der kleinen spanischen Bettlerinnen, eine Art, Almosen zu heischen, die ich durchaus nicht ungraziös finde. Im Begriff, meine Hand in die Tasche zu stecken, um mein Portemonnaie hervorzulangen, machte ich eine überraschende Entdeckung. Sie denken gewiß, ich hätte meinen Geldbeutel nicht mehr gefunden? Ganz im Gegenteil: ich fand deren zwei! Und sogar, um mein Erstaunen noch zu steigern, war der zweite eine wohlgespickte Börse, schwer von Gold und Banknoten, die auf der Vorderseite ein gestickes Adelswappen trug. Ich betrachtete ganz perplex meinen Fund, dessen Herkunft ich mir auf keine Weise erklären konnte. Sollte einer meiner Freunde so vergeßlich gewesen sein und mir, als wir im Gedränge waren, die Börse versehentlich in den Rock gesteckt haben? Ich verwarf bald diese Annahme. Bis jetzt hatte ich nur einen einzigen meiner spanischen Bekannten wiedergesehen, einen alten biederen Fruchthändler, der nicht gerade über ein dickes Portemonnaie verfügte und noch viel weniger zum spanischen Adel gehörte. Außerdem konnte ich meinem Freunde nicht ohne weiteres eine solche maßlose Zerstreutheit zuschreiben, daß er mir seine eigene Börse in den Rock steckte. Also woher der geheimnisvolle Fund? Während ich mir noch den Kopf zerbrach über das seltsame Erlebnis, fühlte ich mit einem Male instinktiv in die andere Rocktasche. Wer beschreibt mein Erstaunen, ja Entsetzen, als ich aus der Tasche eine schwere goldene Taschenuhr hervorzog. Das war mir denn doch zuviel. Sporntreichs begab ich mich zum nächsten Polizeibureau und verlangte den Kommissar zu sprechen. Man führte mich zu einem jungen Mann, der unaufhörlich seinen stolzen schwarzen Schnurrbart zwirbelte und in den Zwischenpausen aufgeregt mit den Händen in der Luft herumfuhr. Vergebens versuchte ich in gebrochenem Spanisch mein Abenteuer zu beschreiben. Der prächtige Policemann schien im voraus alles zu wissen, überschüttete mich mit einem fulminanten Redeschwall, legte Uhr und Börse in einen kleinen Korb, der die Aufschrift „Verlorene Gegenstände" trug, warf mit tausend Ausdrücken des Dankes um sich und — komplimentierte mich zur Tür hinaus. Keine Möglichkeit, dem aufgeregten Hüter des Gesetzes den wirklichen Vorfall klar zu machen. Wütend über mich selbst, mein schlechtes Spanisch — Sie wissen, ich sprach diese Sprache, meine fünfte übrigens, damals erst sehr unvollkommen — und wütend nicht minder über den „Zappelphilipp", den man da zum Kommissar eingesetzt hatte, schwur ich bei mir, den ersten mysteriösen Fund, den ich nochmals bei mir entdecken würde, einfach auf die Straße oder dem ersten besten Passanten an den Kopf zu werfen. Ich sollte bald Gelegenheit haben, diesen Vorsatz auszuführen.

Am folgenden Nachmittag promenierte ich meiner Gewohnheit gemäß wieder auf den Ramblas, als ich plötzlich die Empfindung hatte, daß mich eine Hand leise berührte. Ueberrascht blickte ich um; aber es war nichts Auffälliges zu sehen, und die Passanten drängten sich so gleichgültig vorüber wie immer. Kein Mensch schien mir auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dafür befand sich in meiner Rocktasche — Sie haben's schon erraten — wieder eine Uhr, und zwar ein wertvolles Stück in Gold, mit Brillanten verziert und mit dem Wappen der königlichen Familie geschmückt. Allsobald hatte ich dies bemerkt, als mir eine jähe Idee durch den Kopf schoß: ich stand im Begriff das Opfer eines geschickt gelegten Hinterhaltes, vielleicht gar eines politischen Komplotts zu werden. Kurz entschlossen ließ ich die Uhr auf die Erde fallen. Ich hatte noch keine drei Schritte getan, als sich mir ein gutgekleideter junger Mann, anscheinend ein Angestellter oder dergleichen, unter wiederholten respektvollen Verbeugungen näherte und die aufgehobene Uhr überreichte. Ohne Zweifel: er mußte die Initialen gesehen haben und mich für ein Mitglied der königlichen Familie halten. Ehe ich noch meinen Dank aussprechen konnte, war der junge Mann verschwunden. Was tun? Sollte ich zu dem schnurrbartzwirbelnden und zappelgen Polizeikommissar zurückkehren und mein neues Abenteuer berichten? Würde er mir geduldiger Gehör schenken als gestern oder mir gar eine Aufklärung dieser geheimnisvollen Geschichte geben? Nach kurzem Besinnen beschloß ich, mich des „Fundes" so schnell wie möglich auf diesem korrekten Wege zu entledigen, denn der Besitz der von Geisterhand zugesteckten Wertsachen erschien mir nachgerade höchst gefährlich.

Der Kommissar, den ich in der Lektüre seiner Zeitung störte, machte keinen Versuch, mich anzuhören. Mit unwilligen Gebärden winkte er seinen Sekretär herbei, der am Nebentische saß und sich der wichtigen amtlichen Beschäftigung des Zigarettendrehens hingab. Die beiden jungen Herren unterhielten sich einen Augenblick in geräuschvoller Weise, indem sie dabei bald die von mir beigebrachten Gegenstände, bald meine Person selbst mit einer Art von belustigter Neugier betrachteten. Ich glaubte mehrmals ein Wort wie „Kleptomanie" oder etwas Aehnliches zu vernehmen, verstand aber im übrigen von dem rapid geführten Dialog nicht den zehnten Teil. Schließlich wandte sich der Kommissar in strengem Tone an mich und erklärte, daß es „nun genug sei" und daß „die Geschichte das nächste Mal nicht so glimpflich ablaufen werde". Ehe ich noch den Sinn dieser Ermahnung verstanden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120224025/fragment/page=0001

hatte, wurde mir bedeutet, den Raum zu verlassen, da die Herren „sehr beschäftigt" wären; ein Wächter, der die Tür aufrieb und energisch hinauswinkte, verlieh diesen Worten Nachdruck. Ich sah ein, daß die mit Zeitungslesen und Zigarettenrollen „sehr beschäftigten" Herren keiner weiteren Belehrung zugänglich waren und verließ das Kommissariat mit der Erklärung, daß ich die Angelegenheit meinem Konsul mitteilen werde.

Ich führte meinen Entschluß sofort aus. Auf dem Wege zum französischen Konsulat mußte ich wiederum die Remblas passieren und ich konnte mich eines gewissen Schauders nicht erwehren bei dem Gedanken, daß ich mich auf einmal von neuem im Besitz von geheimnisvollen Wertsachen befinden würde. Aber alles ging gut. Schon wollte ich in eine Querstraße einbiegen, in welcher das Konsulat liegt, als sich plötzlich eine schwere Hand auf meine Schulter legte: „Im Namen des Königs und der Gesetze — folgen Sir mir!" Gleichzeitig wies der Kriminalbeamte (denn um einen solchen handelte es sich) seine Legitimation vor. Ich war also verhaftet. Um kein Aufsehen zu erregen, folgte ich ohne Widerrede dem Beamten, der mich fast nach dem Kommissariat führte, das ich schon zweimal aufgesucht hatte. Hier erregte mein Eintreten Sensation. Der junge Kommissar sprang wie elektrisiert auf, als ber mich begleitende Policeman berichtete, daß er mich in flagranti ertappt habe. „Was! Und das ist ja unser alter Bekannter. Eine erbärmliche Komödie haben Sie uns vorgespielt, Herr, indem Sie einen Teil der gestohlenen Sachen hier als angeblicher Lieferanne zurückerstatteten. Nicht krank sind Sie, sondern ein Verbrecher!" Während ich diese mir wie eine Explosion entgegengeschleuderten Worte zu verstehen suchte, gab der noch immer mit Zeitungen und Zigaretten sehr beschäftigte Gewalthaber Befehl, mich als Gefangenen abzuführen. Grund zu dieser Maßregel gaben die zwei Portefeuilles und drei Uhrketten, die man zu meinem grenzenlosen Erstaunen bei der sofort vorgenommenen Leibesvisitation nach und nach aus meinen Taschen zog. Vergebens protestierte ich in dem besten Spanisch, was ich vorbringen konnte — leider war es kein sehr gutes — und berief mich auf meine Unschuld. Die einzige Antwort, die ich erhielt, war die, daß man den „Kniff mit dem Hut" sehr genau kenne und daß ich bald das Vergnügen haben werde, meine Komplizen zur Gesellschaft bei mir im Gefängnis zu sehen. Der „Kniff mit dem Hut?" Was war das? Ich verlangte eine Aufklärung. Man lachte mir ins Gesicht und meinte, die könnte ich mir wohl selber geben. Ich verteidigte mich, so gut ich konnte und berief mich auf meinen Konsul, dem ich persönlich bekannt sei und der leicht meine Ehrenhaftigkeit beweisen könne. Ohne daß ich einer Antwort gewürdigt wurde, trat ich den Weg in die enge und finstere Zelle an, die man mir „vorläufig" als Wohnung anwies. Eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen, ging ich rastlos in dem schmutzigen kleinen Raume auf und ab, indem ich mich vergebens fragte, was die rätselhaften Worte des Kommissars zu bedeuten hatten. Und dann: würde man, wie ich energisch verlangt hatte, sofort meinen Konsul benachrichtigen oder konnte ich darauf bei der Nachlässigkeit der Beamten vielleicht tagelang warten? Verzweiflung erfaßte mich bei dem Gedanken, in diesem ekelhaften Loch, das von Ungeziefer wimmelte, auch nur eine Nacht zubringen zu müssen. Stunden vergingen. Man hörte nichts, als das eintönige Geräusch, welches die Schritte der im Hofe postierten Schildwache verursachten. Schließlich, als schon der Abend herabgesunken war, wurde ich aus meinem Gefängnis herausgeholt. Ich merkte schon an der devoten Haltung des Wächters, daß die Lage sich verändert hatte. Vorn im Bureau empfing mich der Konsul, der sofort herbeigeeilt war, und drückte mir in Ausdrücken des größten Respekts sein Bedauern darüber aus, daß ich das Opfer eines unverzeihlichen Irrtums geworden war. An seiner Seite aber hielt sich, ganz klein und schüchtern mit einem Male, der nicht mehr zeitungslesende und zigarettenrauchende Kommissar und erschöpfte sich in den demütigsten und mit den Superlativen echt spanischer Ueberschwänglichkeit gespickten Entschuldigungen. Ich reichte ihm die Hand und sagte gern zu, am selben Abend an der Seite meines Konsuls zu einem „Entschädigungs- und Versöhnungssouper" bei ihm zu erscheinen.

Und des Rätsels Lösung? Ganz einfach. Man war seit einigen Tagen einer großen Bande von Taschendieben auf der Spur, die sich des Tricks bedienten, ihren Raub möglichst schnell in den Taschen ihrer als Gentlemen gekleideten Komplizen verschwinden zu lassen. Wurden sie gefaßt, so konnten sie auf diese Weise ruhig jeder Leibesvisitation entgegensehen; man fand nie etwas bei ihnen. Die Bande erkannte ihre Hehler an einem Hut von bestimmter Form, der zudem ein eigenartig geschlungenes Band besaß. Zufällig hatte ich in Barcelona einen Hut von just demselben Aussehen gekauft. Einige Mitglieder der weitverzweigten Bande, die sich wohl nicht alle untereinander kannten, mußten mich mit einem ihrer „Gentlemen" verwechselt haben und hatten mir mit der unglaublichen Geschicklichkeit dieser Langfinger ihre Beute ahnungslos zugesteckt. Das war das „Geheimnis" meines Hutes. Am folgenden Tage saßen übrigens die Besitzer der anderen Hüte auf eine gar nicht geheimnisvolle Weise hinter Schloß und Riegel. Wie's sich gehört!"

Der Hochzeitstag.

Eine lustige Verhandlung. Von Paul Deslanx.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Herr Josephin Pigastre hatte die Idee gehabt, die zweite Wiederkehr seines Hochzeitstages festlich zu begehen. Die an und für sich durchaus löbliche Idee sollte sich in diesem speziellen Falle als im höchsten Grade unheilvoll erweisen. Zunächst war man sehr vergnügt und fröhlich gewesen, dann aber hatte sich die Lust in Leid verwandelt, das Fest hatte mit einer schrillen Dissonanz geendigt, es war zu einer solennen Prügelei gekommen. Die Hüter der Ordnung hatten einschreiten müssen, und so sehen wir heute Herrn Josephin Pigastre auf dem Armensünderbänkchen vor dem Friedensrichter des XV. Arrondissements. Neben ihm sitzt seine Schwiegermutter, die Witwe Clarisse Larmuzot, eine Dame mittleren Alters mit bösen, verbissenen Zügen, die ihrem Schwiegersohn von Zeit zu Zeit durchbohrende Blicke zuschleudert.

Der Friedensrichter (zu Pigastre): „Wie heißen Sie?"

Pigastre: „Josephin Pigastre, Herr Friedensrichter."

Der Friedensrichter: „Alter?"

Pigastre: „Fünfunddreißig Jahre."

Der Friedensrichter: „Beruf?"

Witwe Larmuzot (unterbrechend): „Trunkenbold, Herr Präsident!

(Pigastre mit der Faust drohend): Du Lump!"

Der Friedensrichter (zur Witwe Larmuzot): „Sie sind nicht gefragt. (Zu Pigastre): Ihr Beruf?"

Pigastre: „Zinkarbeiter."

Witwe Larmuzot: „Jawohl . . . auf dem Zinktisch der Destillen arbeitet er, das kennt man schon . . . Du Lump!"

Der Friedensrichter: „Wenn Sie nun noch einmal stören, lasse ich Sie hinausführen! (Zu Pigastre): Die Anklage wirft Ihnen sowie Ihrer Schwiegermutter groben Unfug, nächtliche Ruhestörung und Beamtenbeleidigung vor."

Pigastre: „Das kann schon sein. Ich weiß von nichts und verlasse mich vollständig auf Sie, Herr Friedensrichter!"

Stimme aus dem Publikum: „Sei unbesorgt, Josephin, ich bin da!"

Pigastre (sich umdrehend und seiner Frau, die auf der Zeugenbank sitzt, zuwinkend): „Fürchte nichts, Leokadie, mein Zuckerschnäuzchen! Fürchte nichts!"

Der Friedensrichter: „Sie dürfen nicht mit der Zeugin sprechen. — Sie kennen jetzt die Anklage. Ich werde Ihnen sogleich Gelegenheit geben, sich zu verteidigen. (Zur Witwe Larmuzot): Sie heißen Larmuzot?"

Witwe Larmuzot: „Ja, Herr Präsident, Witwe Clarisse Larmuzot, geborene Renard, Grünkramhändlerin, Rue de Canettes 193."

Der Friedensrichter: „Sie sind die Schwiegermutter des Angeklagten?"

Witwe Larmuzot: „Leider, Herr Präsident!"

Der Friedensrichter: „Die Anklage wirft Ihnen die nämlichen Vergehen vor wie Ihrem Schwiegersohn. . . . Wir werden zunächst einmal die Zeugen hören."

Schutzmann Bréchard (wird vereidigt und sagt nach Feststellung seiner Personalien aus): Am 9. August hatte ich Dienst auf dem Viadukt von Auteuil. Präzise um 11 Uhr hörte ich Geschrei, das aus dem „Goldenen Karpfen" zu kommen scheint. „Zum Teufel", sagte ich zu meinem Kollegen Mathieu. „Da ist etwas nicht in Ordnung." „Schon möglich!" antwortete er mir. „Wenn wir hingehen, nachsehen?" schlage ich vor. „Meinetwegen!" erwiderte er. Und wir gondeln los. Wir kommen in den „Goldenen Karpfen" und finden die beiden Angeklagten bei der schönsten Prügelei. Beide schreien wie die Besessenen. Die Alte bearbeitete mit einem Regenschirm die Waden ihres Schwiegersohnes, wobei sie ununterbrochen schrie: „Giftmischer! Mörder! Räuber!" Und der Angeklagte ließ einen derben Knotenstock auf dem Rücken seiner Schwiegermutter tanzen. An der Erde, auf dem Tisch, auf den Stühlen lagen Scherben von Tellern, Tassen, Gläsern. Sobald sie uns zu sehen bekamen, wandten sich die beiden Angeklagten einmütig gegen uns. Die Alte schrie: „Seht die Tagediebe, die wir mit unseren Steuern mästen!" Und der Angeklagte brüllte etwas Aehnliches, das ich aber nicht verstand. Darauf nahmen wir ein Protokoll auf und brachten beide zur Wache."

Der Friedensrichter: „Weiter haben Sie nichts anzuzugen?"

Bréchard: „Nein, Herr Präsident."

Die Angaben des zweiten Schutzmannes decken sich vollkommen mit denen seines Kollegen. Der Wirt vom „Goldenen Karpfen" weiß auch nicht mehr als die Sicherheitsbeamten. Er hat nur dem Schluß der Prügelei beigewohnt und beschränkt sich darauf, Schadenersatz für das zerbrochene Geschirr zu verlangen. Die Frau Pigastres weint große Krokodilstränen und verweigert ihre Aussage.

Der Friedensrichter (zum Gerichtsdiener): „Rufen Sie den letzten Zeugen!"

Der Gerichtsdiener: „Baptiste Renard!" (Niemand meldet sich.) „Baptiste Renard!"

Ein kleiner Alter mit graumeliertem Haupt- und Barthaar und einer riesigen Hornbrille auf der Nase nähert sich mit süßem Lächeln dem Richtertisch und verbeugt sich ehrerbietig.

Der Friedensrichter: „Wie heißen Sie?"

Renard: „Renard: Babiste August Theodor Renard." (Die Hand erhebend, feierlich.) „Ich schwöre, daß ich die Wahrheit, die lautere Wahrheit, nichts als die Wahrheit sagen werde!"

Der Friedensrichter: „Sie sind der Bruder der Witwe Larmuzot?"

Renard (lächelnd): „Preisgekrönter Blutegelzüchter, Herr Präsident. Lieferant des Elysée, der Ministerien und"

Der Friedensrichter: „Danach frage ich Sie nicht. Sie sind der Bruder der Witwe Larmuzot?"

Renard: „Meine Wohnung? Rue des Canettes 191, Herr Friedensrichter, Sie haben vielleicht nicht bemerkt, daß ich ein bißchen schwerhörig bin. Ich habe Ihre Frage nicht verstanden."

Der Friedensrichter (mit erhobener Stimme): „Sie sollen uns erzählen, was Sie wissen!"

Renard (schüttelt den Kopf zum Zeichen, daß er noch immer nicht verstanden hat).

Der Friedensrichter: „Gerichtsdiener! Machen Sie dem Zeugen begreiflich, was man von ihm will!"

Der Gerichtsdiener (nähert sich Renard und brüllt ihm ins Ohr): „Der Herr Friedensrichter ersucht Sie, zu erzählen, was Sie wissen!"

Renard (böse): „Warum schreien Sie so? Ich bin doch nicht taub? . . . Also ich soll erzählen, was ich weiß, Herr Friedensrichter? Nun, ich weiß nichts, absolut nichts! Ich war nämlich beim Dessert eingeschlafen. Wenn ich etwas getrunken habe, schlafe ich immer ein. Ich wachte erst auf, als die Schutzleute die beiden abführten. Aha! sagte ich mir. Da wird Clarisse mit ihrem losen Maul wohl wieder Dummheiten gemacht haben!"

Witwe Larmuzot: „Alter Idiot!"

Renard: „Wie sagst Du? . . . Jawohl, Du hast ein loses Maul. Du bist im Grunde genommen nicht schlecht, aber ein loses Maul hast Du!"

Der Friedensrichter: „Setzen Sie sich!"

Renard: „Wie beliebt, Herr Friedensrichter?"

Der Friedensrichter: „Setzen Sie sich!"

Renard (auf sein Ohr zeigend): „Ich höre ein bißchen schwer."

Der Friedensrichter: „Schon gut! . . . Gerichtsdiener, lassen Sie den Zeugen sich setzen!"

Der Gerichtsdiener muß sich heiser schreien, um Renard begreiflich zu machen, daß seine Auslage beendigt ist.

Der Friedensrichter (zu Pigastre): „Was können Sie zu Ihrer Verteidigung vorbringen? Es ist erwiesen, daß Sie ruhestörenden Lärm vollführt, daß Sie Ihre Schwiegermutter mißhandelt, Geschirr zerbrochen und die Schutzleute beleidigt haben."

Pigastre: „Ja, sehen Sie, Herr Friedensrichter, am 9. August vor zwei Jahren hatte ich meine Frau geheiratet. Das nächste Jahr am selben Tage hatte man sich ein kleines Fest geleistet, und alles war gut gegangen. Dieses Jahr hätte es ebenso sein sollen. Das Schicksal hat es anders gewollt. Die Geschichte hatte sehr gut angefangen, aber beim Dessert kriegt meine Schwiegermutter ein Glas Wein in die unrechte Kehle, und da beginnt sie Krakehl zu machen. Wirft mir vor, ich hätte noch keine Kinder, obgleich ich schon zwei Jahre verheiratet sei; schreit, ich hätte sie mit dem Wein, der ihr in die unrechte Kehle gekommen war, vergiften wollen usw. usw. Na, und da ist mir auch die Geduld gerissen, und ich habe ihr ordentlich Bescheid gesagt. Mit einem Male wirft sie mir eine leere Flasche an den Ballon. O! Da bin ich aufgesprungen, und da haben wir uns denn: haste was, so kannste was."

Der Friedensrichter: „Sie haben das Geschirr zerbrochen und die Schutzleute beleidigt."

Pigastre: „Das Geschirr zerbrochen — schon möglich, aber die Schutzleute beleidigt — einfach ausgeschlossen! Ich schätze und verehre die Schutzleute. Die Alte hat sie „Tagediebe" geschimpft, aber ich, ich habe gesagt: „Achtung! Da kommen die Hüter des Gesetzes!" . . . Das Geschirr will ich gern bezahlen, aber die Schutzleute, wirklich, ich habe sie nicht beleidigt! Wenn sie indessen darauf bestehen, will ich feierlich erklären: „Die Schutzmänner sind brave Leute!"

Der Friedensrichter: „Und Sie, Witwe Larmuzot, was haben Sie zu sagen?"

Witwe Larmuzot: „Ich, Oh! . . An allem ist mein Schwiegersohn schuld, der Lump! Ich verlange, daß er vor die Geschworenen kommt. Er hat mich am 9. August mit einem Glas Wein vergiften wollen. Noch jetzt bin ich ganz krank davon!"

Pigastre: „O! Wie kann man nur so etwas sagen!"

Pigastres Frau: „Aber Mama, das ist ja nicht wahr!"

Witwe Larmuzot: „Doch ist es wahr! Er ist ein Giftmischer!"

Pigastre: „Schön, Herr Präsident! Dann verlange ich, daß man auf der Stelle den Körper meiner Schwiegermutter öffnet. Man wird dann sehen, ob ich ein Giftmischer bin."

Der Friedensrichter: „Diese Art der Beweisführung erscheint mir ein wenig zu radikal, ich werde sie daher nicht in die Tat umsetzen. Uebrigens ist das ja auch belanglos, da sich die Anklage auf diese Behauptung Ihrer Schwiegermutter nicht erstreckt. Sie sind noch unbestraft. Ihr Arbeitgeber erklärt Sie für einen fleißigen, tüchtigen Arbeiter. Andererseits haben die Zeugenaussagen ergeben, daß die Witwe Larmuzot einen zank- und streitsüchtigen Charakter hat. Sie hat zuerst angegriffen, so daß Sie sich in der Notwehr befanden. Ich lasse also den Punkt: Mißhandlung Ihrer Schwiegermutter fallen. Bleibt die Beamtenbeleidigung."

Pigastre: „Die Schutzleute haben sich verhört, Herr Präsident. Jedenfalls hat mir die Absicht der Beleidigung durchaus ferngelegen."

Der Friedensrichter: „Schön! Dann lassen wir auch diesen Punkt fallen. — Aber Sie, Witwe Larmuzot, Sie haben die Beamten beleidigt, das ist durch die Zeugenaussagen erwiesen. Außerdem haben Sie Ihren Schwiegersohn zuerst angegriffen, auch das ist erwiesen. Bedauern Sie wenigstens jetzt Ihre Handlungsweise?"

Witwe Larmuzot (kleinlaut): „Jawohl, Herr Friedensrichter, ich bedauere. Sehen Sie, ich war gereizt. Mein Schwiegersohn hatte mir nicht zum Geburtstag gratuliert, der auf denselben Tag fiel, und das hatte mich erbittert. Aber jetzt will ich mich von Herzen gern mit ihm versöhnen."

Pigastre (energisch): „Aber ich nicht!"

Der Friedensrichter: „Na, Pigastre, fühlen Sie ein menschliches Rühren!"

Pigastres Frau (bittend): „Josephin!"

Pigastre (nach einigem Zögern): „Na, denn meinetwegen! An mir soll es nicht liegen!" (Er reicht der Witwe Larmuzot die Hand): „Vergeben, vergessen!"

Witwe Larmuzot: „An mein Herz!" (Sie umarmt und küßt Pigastre geräuschvoll.)

Das Publikum begleitet diese öffentliche Versöhnung mit lautem Beifall.

Pigastre geht frei aus, Witwe Larmuzot wird wegen Beamtenbeleidigung zu 10 Franks Buße verurteilt.

Spitzen.

Eine Plauderei von der kommenden Mode.

Von Yvonne-Paris.

Was hätte wohl Pallas Athene dazu gesagt, wenn zur Zeit, da sie in Athen herrschte und die arme, kleine Arachne, ihrer primitiven Webekunst wegen in eine Spinne verwandelte, eine bescheidene, einfache Arbeiterin aus Brugés oder Benedig auf den Marktplatz gekommen wäre, um hier ihre unzähligen Klöppelhölzchen in lustigem Durcheinander auf- und niedertanzen zu lassen. Die Antike kannte nur die schweren, stolzen Stickereien, aber nicht die Spitzen, diese Traumarabesken, dieses Gebilde von Feenhand, das Märchenprinzessinnen gewoben zu haben scheinen. Wie verschieden klingen doch die wunderbaren Erzählungen, die die guten Leutchen aus Italien und Flandern vom Entstehen der Spitze erzählen! Da brachte in Benedig ein Seemann seiner Braut eine Alge mit, die eine launenhafte Natur, seltsam geformt, auf den tiefsten Meeresgrund gezaubert hatte. Und als der Seemann in Gefangenschaft geriet, verkürzte sich das junge Mädchen die traurige lange Wartezeit, indem es mit Leinenfäden das zarte Spiel der Natur nachzuahmen versuchte. Das Unternehmen war schwierig und dauerte gerade so lange, bis der Bräutigam wiederkam: und die erste Spitze schmückte den Hochzeitsschleier der ersten Spitzenarbeiterin.

Aber man möchte fast meinen, daß die flämische Legende in ihrem naiven Mystizismus noch anmutiger ist: wieder handelt es sich um eine Braut, und zwar um ein armes Mädchen, das das Gelübde tat, sich nie zu verheiraten, um seine Eltern aus dem Elend zu befreien. Als sie nun eines Tages kummervoll dahin schritt und traurigen Gedanken nachhing, siehe! — da fielen plötzlich leichte feine Fäden, wie Frauenhaare von den Bäumen herab und in ihre Schürze, wo sie ganz von selber die wunderbarsten Muster und Gewebe bildeten. Das war die Antwort der Jungfrau Maria auf ihr Gelübde. Die Arbeiterin kam sofort auf den Gedanken, das, was sie gesehen, nachzuformen und das heilige Bildnis der Mutter Gottes damit zu schmücken. Ganz Bruges geriet in gewaltige Aufregung. Alle, alle, die vornehmen Herren und die reichen Bourgeoisen wollten so gearbeitete Spitzen haben, und der Wohlstand kam . . . der Wohlstand, aber nicht die Liebe, die das Mädchen geopfert hatte! Keine Liebe! Wie arm erschien ihr ihr Reichtum! Sie wurde darob gelb wie eine Zitrone. Aber die Jungfrau, die sie liebgewonnen hatte, sorgte dafür, daß sich die Braut in Kummer nicht verzehrte! Wie das erste Mal kam das Wunder auf einem Spaziergang. Die herrlichen Fäden, die über das Land dahinwehten, ließen sich noch einmal auf das Kleid des Mädchens herab und bildeten hier kleine Orangenblütensträuschen, auf denen geschrieben stand: „Ich enthebe Dich von Deinem Gelübde!" Und wie das andere Märchen endigt auch dieses mit einer Heirat!

Sowohl in Flandern wie auch in Benedig hält man es für wahrscheinlich, daß selbst geniale Menschlichkeit nicht fähig gewesen ist, ein solches Geheimnis der Schönheit zu finden. Dazu bedurfte es erst eines Wunders, eines des Glaubens oder eines der Liebe.

Die ersten Spitzen, von denen die Ueberlieferung spricht, kamen mit Katharina von Medicis aus Italien. Damals trug man sie als gefaltete Halskrausen, die sogenannten „Fraises". Die Mode

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120224025/fragment/page=0002